

gung dabei nicht beiseite gelassen oder in Klammern gesetzt zu werden braucht (was er Epoché nennt) – ja sie darf es gar nicht; denn ohne den eigenen, praktizierten (und damit immer auch konkret-konfessionellen) Glaubensstandpunkt bin ich kein lebendiger Gesprächspartner für den anderen, kann ich mich nicht existentiell dem Wagnis der Begegnung mit einer anderen Religion (mit der prinzipiellen Gefahr der Konversion) unterziehen. In mehrfachen Anläufen versucht er aufzuzeigen, daß eine bloße Religionsphänomenologie als Methode für die heute erforderliche Religionsphilosophie unzureichend ist. – Im letzten, dem 6. Kap. skizziert P. nicht nur die zentralen Anliegen, welche der Buddhismus, das Christentum sowie der westliche Humanismus in diesem Gespräch um die Humanisierung des Menschen einbringen. Die Religion – als die „Seele der jeweiligen Kultur“ – habe hier Unverzichtbares beizutragen. Gleichzeitig erfahre jede Religion innerhalb des eigenen Glaubenssystems Kontinuität und Wandel (Dogmentwicklung), stehe aber auch im Verhältnis zu den anderen Religionen unter der Perspektive des Wachsens (d. h. des geistigen Zusammenwachsens der geographisch schon vollzogenen Weltgesellschaft). – P. führt die Frage nach dem richtigen Ansatz heutiger Religionsphilosophie aus dem nur-akademischen Terrain heraus, indem er sie an der praktizierten Begegnung mit wenigstens einer anderen Religion verankert. Dieser existentielle Bezug hindert ihn nicht darin, akademisch gründlich zu argumentieren: die vielen theologischen und philologischen Belege sprechen in ihrer Gründlichkeit für sich (P. ist in allen wichtigen alten und neuen Sprachen versiert und Kenner aller theologischen Grundsatzfragen des Christentums und der östlichen Hochreligionen). Das schwierige Unternehmen dieses offenen Dialogs sei aber nicht nur eine wissenschaftliche, sondern gleichzeitig eine existentielle Aufgabe. Ihr sollte sich nach Meinung P.s heute jeder lebendig Glaubende, aber auch alle Religionsgemeinschaften unterziehen – im eigenen Interesse und mit dem Ziel einer humanen Weltkultur.

R. FUNIOK S. J.

Die WAHRHEIT DER KUNST. Wider die Banalität. Für Günter Rombold zum 65. Geburtstag. Hg. von *Monika Leisch-Kiesel* und *Enrico Savio*. Stuttgart: Katholisches Bibelwerk 1989. 198 S.

Sein Bischof Maximilian Aichern und der Malerfreund Herbert Friedl widmen sich dem Geehrten selbst; Fotos ergänzen die Würdigungen. Darauf gibt es ein einläßliches Gespräch mit Horst Schwebel, in dem Rombold sich zu Ästhetik, Anthropologie und Theologie sowie seinem Ort in diesem Bezugsfeld äußert. Dies Teil I der größerformatigen (20 × 24 cm) und mit fast 60 Schwarz-Weiß-Abbildungen ausgestatteten Schrift. Aus der zweiten Beitragsgruppe: Kunst und Kirche, seien herausgestellt die Fragen *Egon Kapellaris* zu einer Allianz gegen Banalität. Die Sprachnot wird angesprochen, die ja nicht bloß zwischen Kunst und Kirche herrscht, sondern ihnen gemeinsam ist, das Transzendieren (am Beispiel Handkes), die Spannung von Schmerz und Schönheit – bis zum Hinweis auf die Osterbotschaft gegen den „Lauf der Dinge“ (der Sartretext Anm. 6: S. 233–276, 270). Zu *W. Zauners* Reflexionen über Kunst und Pastoral meldet Rez. Vorbehalte an, wenn (59) die Seelsorge als künstlerische Tätigkeit bestimmt wird. Scheinen mir schon bezügl. „Selbstbildung“ Fragen angebracht, dann jedenfalls im Blick auf die Gestaltformung anderer Menschen. *R. Guardini* (um bei ihm zu bleiben) fragt beispielsweise, ob Kunst nicht von Wesen grausam sei, insofern sie den Gegenstand „zum Objekt der Gestaltung macht“ (Wahrheit des Denkens...121) Aus (drittens) den drei Literaturinterpretationen sei *G. Bachls* Auslegung von Christine Lavants *Kreuzerretzung* genannt. Er wendet sich mit Recht gegen eine gedankenlose Übernahme von *L. Fickers* Kennzeichnung ihrer Gedichte als „Lästergebete“. Eine vierte Gruppe von Beiträgen gilt der Topologie von Symbolen. Postmoderne Beliebigkeit (*H. Muck*), insbesondere in der Architektur (*L. Kallmeyer*), führt zum Thema der Sinnfrage in der Kunst (*H. M. Schmidinger*): Kunst hat ihn nicht vor-zu-stellen; die Abwesenheit von Sinn gehört genau so zu ihrem Inhalt wie seine Anwesenheit. „Kunst ist auf Wahrheit eingestellt, nicht auf Schönheit“ (128). Allerdings. Zu explizieren wäre vielleicht darüber hinaus, daß sie (im Unterschied zur Wissenschaft [jeden Betrachts]) auf *Gestalt* zielt? Dieselbe Anfrage an den folgenden Aufsatz von *R. Volp* über Symbol und

ästhetisches Zeichen. In der Betonung des Werks sieht er nur den Kunsthandel wirksam (133). Gleichwohl ist Kunst mehr als Interpretation (134), und die bleibende Vieldeutigkeit der Metapher sollte sich nicht ihrer Rätselhaftigkeit verdanken (ihre Spannung sich nicht in der Erfassung aufheben – 135). Man spürt die Mühsal, mit der gegen überkommene Sichtweisen anzugehen ist; aber wären nicht auch die Einseitigkeiten solchen Angehens zu reflektieren? (Muß man, um Täpien zu verteidigen, ottionische Erhabenheiten zu ökonomischen Erheblichkeiten deklassieren [137]? Könnte man gegenwärtige Armut nicht als solche, und zwar unverklärt und unkompensatorisch, einbekennen?) Um göttliche Weisheit in weiblicher Gestalt geht es *Verena Wodtke*. Zum Ideal des Androgynen (141) läse ich gern einen Hinweis auf seine Ambivalenz (wo es nämlich entweder regressiv vordialogisch [embryonal] oder „progressiv“ monologisch [autark] Absage an bewußt gelebtes Verwiesensein wäre). Die Schlußgruppe der Arbeiten behandelt „scientistische [?] Aspekte zur Kunst“. Bonaventuras Deutung der Kunst als Verkündigung und Stufe der Weisheit (*U. G. Leinsle*); Leonardos „Paragone“ (Wettstreit – der Künste untereinander und mit den Wissenschaften), wobei wohl bewußt zwischen Kunst, Künstler-Theorie und Kunst-Theorie zu differenzieren wäre (*M. Leisch-Kiesl*); Christian Wolffs „ars inveniendi“ (*E. Savio*), die in seinen Rationalismus ein kreatives Element einbringt. Den Schluß bildet eine lockere Meditation *J. Möllers* über Macht und Ohnmacht des Ästhetischen: im Zentrum steht die Negativität, „die seit Platon die Metaphysik bestimmt und in der Schulphilosophie in Vergessenheit geraten war“ (183); von der Romantik führe der Weg zu Adorno, wobei gleichermaßen der gesellschaftlichen, religiösen, ethischen Indienstnahme wie einem autonomen Ästhetizismus zu wehren ist. – Bibliographie, Nachweise zur Bildungsreichtum des Titels werden naturgemäß nur einige Facetten angeleuchtet, und der Titel seinerseits bringt nicht etwa das Lebenswerk des Gefeierten auf den Begriff; aber er hebt einen besonders dankenswerten Aspekt daran hervor – und er formuliert eine bleibende Aufgabe: für poiesis und episteme.

J. SPLETT

4. Systematische Philosophie II

GALLIKER, MARK, *Sprechen und Erinnern*. Zur Entwicklung der Affinitätshypothese bezüglich verbaler Vergangenheitsweise. Göttingen–Toronto–Zürich: Hogrefe 1990. VI/281 S.

Das vorliegende Buch ist die Habilitationsschrift des Verf. an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Bern von 1988 und liegt in der Linie der Dissertation „Müssen wir uns auf das Sprechen vorbereiten?“, die sich auch schon mit der Sprache befaßte. In der Einleitung des vorliegenden Werkes werden zunächst wissenschaftstheoretische Überlegungen zum Thema und zur Methodik angestellt. Während bei Tierversuchen zur Erinnerung nur das Verhalten zur Verfügung steht, das vom Experimentator gedeutet werden muß und zudem biochemische Untersuchungen von eventuellen Gedächtnisspuren möglich sind, äußert sich beim Menschen der Bezug zur Vergangenheit und Erinnerung vornehmlich in der Sprache. In der vorliegenden Untersuchung werden neue Wege beschritten, indem befragte Personen einfach von ihrer Lebens- und Arbeitswelt berichten und diese Schilderungen dann sprachanalytisch auf die darin enthaltenen Vergangenheits- und Gegenwartsbezüge geprüft werden. Die vorliegende Studie nimmt ihren Ausgang von jener Alltagserfahrung des Gedächtnisses, mit der wir oft konfrontiert werden: dem Erinnern beim Sprechen. Es wurden insgesamt 102 Gespräche mit Angehörigen von 20 verschiedenen Berufsgruppen in Zürich mit dem Tonband aufgezeichnet und analysiert, wie die aktuelle Rede die Vergangenheit konstituiert. Manche Sprechmodi gestatten Erinnerungen, andere verhindern sie. Dabei erscheinen frühere Geschehnisse entweder als „negativ“ gegenüber der jetzigen Situation oder als „Sondierungen“ (= Spezifizierungen) der Gegenwartssprache. In vier Kap. werden diese Bezüge erarbeitet. Kap. I (Die Gegenwart-Vergangenheit-Rela-